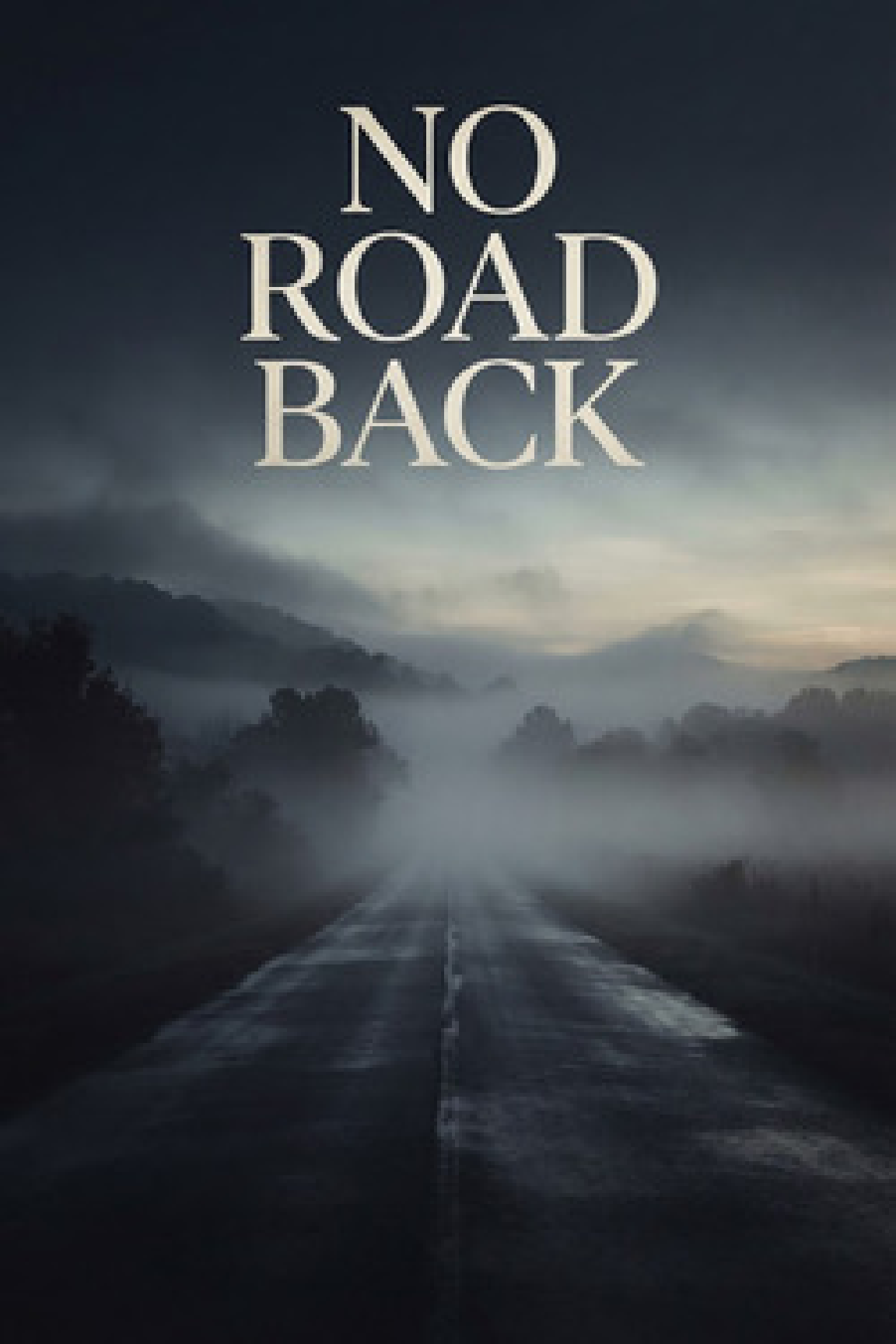
NO
ROAD
BACK

TEIL II

SCHWELLE 4

Kein Weg zurück

Es gibt Reisen, die mit einem Aufbruch beginnen.

Und andere, die mit einem Verlust beginnen.

Diese gehört zur zweiten Kategorie.

Lange Zeit habe ich geglaubt, die Rückkehr sei eine geografische Frage.

Einen Ort verlassen.

Eine Entfernung zurücklegen.

Zum Ausgangspunkt zurückkehren.

Es war eine einfache Definition.

Bequem.

Auch falsch.

Mit den Jahren entdeckte ich, dass manche Rückkehren an keinen sichtbaren Ort führen.

Weil der zu erreichende Ort nicht mehr existiert.

Oder nie existiert hat.

Oder wir haben uns zu sehr verändert, um ihn erkennen zu können.

Und doch bleibt das Bedürfnis zurückzukehren.

Es ist eine der tiefsten Sehnsüchte des Menschen.

Wir wollen zurück zu der Zeit, als die Dinge einfacher schienen.

Klarer.

Geordneter.

Wir wollen zurück zu den Menschen, die wir verloren haben.

Zu den verpassten Gelegenheiten.

Zu den nicht getroffenen Entscheidungen.

Zu den Momenten, in denen das Leben noch allen Möglichkeiten offen schien.

Aber die Zeit gibt nichts zurück.

Das ist nicht ihr Handwerk.

Die Zeit verwandelt.

Nie gibt sie zurück.

Es gab Jahre, in denen ich unmöglichen Rückkehren nachjagte.

Ich tat es, ohne es zu merken.

Ich versuchte, frühere Versionen meiner selbst zurückzugewinnen.

Den jungen Mann.

Den Fachmann.

Den Sohn.

Den Mann, der überzeugt war zu wissen, wohin er ging.

Jeder Versuch endete auf dieselbe Weise.

Mit einer Enttäuschung.

Weil jener Mensch nicht mehr existierte.

Und so war es richtig.

Eines Morgens begriff ich etwas, das meine Art, auf die Vergangenheit zu blicken, veränderte.

Ich wollte nicht wirklich zurückkehren.

Ich wollte ein Gefühl zurückgewinnen.

Eine Gewissheit.

Eine Vertrautheit.

Eine Version der Welt, in der die Fragen weniger zahlreich schienen als die Antworten.

Aber das Leben bietet keine Zeitreisen.

Es bietet nur Verwandlungen.

Da begann ich, die Rückkehr auf andere Weise zu betrachten.

Nicht als eine Bewegung hin zu dem, was ich gewesen war.

Sondern als eine Annäherung an das, was ich geworden war.

Der Unterschied ist gewaltig.

Wenn wir versuchen zurückzukehren, kämpfen wir gegen die Zeit.

Wenn wir akzeptieren, weiterzugehen, beginnen wir sie endlich zu verstehen.

Viele Menschen verbringen ihr Dasein damit, ein Zuhause zu suchen.

Sie denken, es sei ein Ort.

Eine Stadt.

Eine Straße.

Eine Nation.

Dann kommt der Tag, an dem sie entdecken, dass das Zuhause ein Zustand der Seele ist.

Und dass keine geografische Koordinate es gewährleisten kann.

Im Laufe meines Lebens habe ich viele Länder durchquert.

Viele Kulturen.

Viele Sprachen.

Jedes Mal ließ ich etwas zurück.

Jedes Mal sammelte ich etwas anderes auf.

Ohne es zu merken, wurde ich zu einem lebenden Archiv von Erfahrungen.

Ein Mosaik aus verschiedenen Orten.

Irgendwann hörte ich auf, mich zu fragen:

„Wohin gehöre ich?“

Und ich begann, mich zu fragen:

„Was trage ich mit mir?“

Die zweite Frage war viel nützlicher.

Weil die Zugehörigkeiten sich ändern.

Die Grenzen ändern sich.

Die Karten ändern sich.

Was wir in uns tragen, reist dagegen weiter.

Ich erinnere mich an manche Nächte, in denen das Gefühl der Orientierungslosigkeit stärker war als sonst.

Nächte, in denen alles fern schien.

Die Menschen.

Die Orte.

Die Gewissheiten.

Sogar ich selbst.

In jenen Momenten tauchte die älteste Versuchung auf.

Zurückzukehren.

Rückgängig zu machen.

Wiederherzustellen.

Von einem früheren Punkt neu zu beginnen.

Aber jedes Mal zeigte mir die Wirklichkeit dieselbe Wahrheit.

Es gibt keinen früheren Punkt.

Es gibt nur den gegenwärtigen Punkt.

Und die Wahl, was man daraus macht.

Mit der Zeit lernte ich, die Vergangenheit nicht als ein Ziel zu betrachten, sondern als eine Bibliothek.

Ein Ort zum Besuchen.

Nicht zum Bewohnen.

Weil, wer in der Vergangenheit lebt, langsam aufhört, die Gegenwart zu bewohnen.

Und ohne Gegenwart gibt es keine Zukunft.

Die Menschen, die ich geliebt habe.

Die Städte, die ich durchquert habe.

Die Gelegenheiten, die ich verpasst habe.

Die Erfolge.

Die Niederlagen.

Alles existierte weiter.

Aber in einer anderen Form.

Wie bereits geschriebene Seiten.

Zum Wiederlesen.

Nicht zum Neuschreiben.

Es war eine Befreiung.

Weil ich endlich aufhörte, das zu suchen, was nicht zurückgewonnen werden konnte.

Und ich begann, Energie in das zu investieren, was noch gebaut werden konnte.

Paradoxerweise hörte gerade in jenem Moment die Vergangenheit auf, mich zu verfolgen.

Als ich aufhörte, sie als ein Ziel zu behandeln.

Etwas Ähnliches geschah mit den Menschen.

Viele waren aus meinem Leben gegangen.

Manche aus eigener Wahl.

Andere aus Notwendigkeit.

Wieder andere durch das schlichte Werk der Zeit.

Anfangs deutete ich jene Abwesenheiten als Verluste.

Dann begriff ich, dass manche Anwesenheiten auf andere Weise weiter existierten.

In den hinterlassenen Lektionen.

In den Erinnerungen.

In den Verhaltensweisen.

In den Entscheidungen, die mich weiter beeinflussten.

Auch das war eine Rückkehr.

Nicht der Menschen.

Ihrer Bedeutung.

Vielleicht besteht die Reife gerade darin.

Zu verstehen, dass nichts in seiner ursprünglichen Form zurückkehrt.

Aber fast alles kann in einer neuen Form weiterleben.

Am Ende hörte ich auf, den Weg der Rückkehr zu suchen.

Weil ich etwas begriff, das keine Karte je gezeigt hatte.

Ich kehrte nirgendwohin zurück.

Ich kam an.

Ich kam bei einer Version meiner selbst an, gebaut aus allen Aufbrüchen, allen Verlusten, allen Begegnungen und allen

Verwandlungen.

Und da löste sich das Paradox auf.

Die Rückkehr, die ich jahrelang gesucht hatte, führte nicht in die Vergangenheit.

Sie führte zu mir.

Deshalb ist es genau richtig, von einer Rückkehr aus dem Nirgendwo zu sprechen.

Nicht weil es kein Ziel gab.

Sondern weil das Ziel keine Adresse hatte.

Es war ein Ort ohne Geografie.

Ohne Grenzen.

Ohne Koordinaten.

Ein Ort, den ich mein ganzes Leben lang durchquert hatte, ohne ihn zu erkennen.

Die Rückkehr aus dem Nirgendwo.

Die Rückkehr hin zu dem, was ich geworden war.